Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr. Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Sonntag, den 29 Oktober 1882. Nr. 506.

Deutschland

Berlin, 28. Oktober. In der konservativen Presse herrscht begreiflicher Weise große Freude über das Wahlergebniß; dem Anschein nach steht aber im Hintergrunde schon jetzt eine gewisse Besorgniß darüber, ob man mit der im Abgeordnetenhause errungenen Machtstellung viel anzufangen wissen werde. Das Urtheil der liberalen Presse über das unerfreuliche Resultat stimmt im Wesentlichen mit dem unsrigen überein: man sieht darin den Beweis, daß ein großer Theil der Bevölkerung abwarten wollte, ob bei der Politik der nach allen Seiten ausgetheilten Versprechungen etwas Nützliches herauskommen werde, während die starke liberale Minderheit zugleich bekundet, wie groß anderseits die Zweifel an einem solchen nützlichen Ergebniß sind. „Der Bauer“, so schreibt man der „N.-Z.“ aus dem preußischen Osten, „hat in vielen Wahlkreisen zum Reichstag fortschrittlich gewählt, damit keine neuen Steuern bewilligt werden, und zum Abgeordnetenhause konservativ, damit bestehende Steuern abgeschafft werden.“ Das ist in der That sehr glaublich und würde alle Spekulationen über die Ursachen des verschiedenartigen Ergebnisses der Reichstags- und der Landtagswahlen überflüssig machen. Ob der Staat bei dieser Bauern-Politik, zu welcher die Regierung durch ihr Verhalten geradezu provozirt hat, bestehen könnte, das ist freilich eine Frage für sich; einen Beitrag zur Beantwortung derselben liefert heute eine Nachricht mehrerer Blätter, wonach der preußische Etat, u. A. in Folge der Einstellung einer Erhöhung der Beamtengehälter in denselben, mit einem Defizit von 30—40 Millionen abschließen soll.

Inzwischen tönt aus der klerikalen Presse als Schlußfolgerung aus dem Wahlergebniß das alte ceterum censeo der Abschaffung der Maigesetze — denn dies allein wird unter der „Revision“ verstanden — hervor; die „Germania“ z. B. schreibt heute:

So wichtig auch die Steuerreform sein mag, für uns ist Eins noch viel wichtiger und dringlicher: die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens, die Wiederermöglichung der Religionsübung der Katholiken. Im Abgeordnetenhause giebt es jetzt abermals eine Mehrheit, mit welcher sich in leichter und ruhiger Weise die Akkomodation der Gesetzgebung an die unüberwindlichen Bedürfnisse der Katholiken vollziehen läßt. Am Schlusse der Legislaturperiode, bei der Berathung des Ultimogesetzes hat sich gezeigt, was Alles in den drei Jahren hätte erreicht werden können, wenn man wirklich gewollt hätte! Nun ist das Gesetz, welches den Frieden einleiten kann, vorhanden und schreit nach Ausführung. Die Mehrheit, welche das Gesetz zu Stande brachte, ist wieder da; sie hat es gemacht in der Absicht, daß es alsbald zur Anwendung gelangen solle, besonders in seinem wichtigsten Artikel, dem Bischofs-Paragraphen. Inzwischen hat die unmotivirte Verweigerung der Ausführung des Ultimogesetzes auch die gewiß nicht von der Regierung beabsichtigte Folge, die Unzulässigkeit solcher Vollmachtsgesetzgebung nachzuweisen. Deutlicher, als je, sieht es vor Aller Augen, daß die Stellung der Kirche à la merci des jeweiligen Ministeriums eine Unzulässigkeit und Unmöglichkeit ist, und daß nur die Wahl bleibt zwischen der Fortdauer des traurigen Kampfes oder einer organischen Gesetzesrevision.

Ob die Regierung ohne Erfüllung der Anzeigepflicht seitens der Hierarchie auf die Begnadigung von Bischöfen eingehen, und ob sie durch weitere „Revision“ der Falk'schen Gesetze den Staat vollends der Kurie gegenüber entwaffnen will, das ist in der That die Frage, von deren Erledigung die praktische Bedeutung des Wahlergebnisses zum großen Theil abhängen wird. Von den Beurtheilungen desselben ist deshalb am interessantesten die der „N. A. Z.“; sie besteht nämlich bis zu diesem Augenblick in — tiefem Schweigen. Bei einer lediglich kalkulatorischen Darstellung des Wahlausfalls bemerkt sie beiläufig:

Was die möglichen Mehrheitskombinationen angeht, so kann die Linke allein keine Mehrheit bilden, ebenso wenig die Rechte. Nach wie vor aber können Konservative und Zentrum, jetzt sogar ohne den Hinzutritt der Polen, und andererseits Konservative, Freikonservative und Nationalliberale eine Mehrheit stellen, es braucht sogar nur die kleinere Hälfte der Nationalliberalen mit 30 zu den beiden Parteien der Rechten sich zu gesellen, um eine absolute Majorität zu bilden.

Ein politisches Urtheil über das Wahlergebniß wird in dem Organ des Kanzlers bis jetzt mit keinem Worte abgegeben!

— Die schwere Kriegsrüstung, unter deren Last Europa fast erliegt, ist diesem namentlich durch die französische Republik aufgelegt worden. Man hat in Frankreich wiederholt die Aeußerung gehört, daß man dort hoffte, Deutschland finanziell zu erschöpfen, indem man es zu einer fortwährenden Steigerung seiner Militärausgaben zwang; der finanzielle Krieg sollte zunächst gegen den verhaßten Nachbar geführt werden. Die Arbeiterunruhen in Frankreich zeigen, wie zweischneidig die Waffe ist, welche die französischen Staatsmänner seit zwölf Jahren geführt haben. Frankreich hat sich mit einem stets wachsenden Budget belastet, dessen Gleichgewicht selbst die steigenden Einnahmen nicht mehr balanciren können; den Löwenantheil davon nehmen die Befestigungen, Heer, Flotte, auswärtige Unternehmungen weg. Zur Hebung der Volkswohlfahrt bleibt nur wenig übrig. Die Republik trägt in dieser militärischen Gestaltung die Gefahr in sich, dem Cäsarismus anheimzufallen, die Vernachlässigung der Interessen der arbeitenden Bevölkerung, der Druck, den die hohen indirekten Abgaben auf dieselben legen, macht sich in den sozialistisch-anarchistischen Bewegungen geltend. Und schon sieht man sich Stimmen erheben, welche vorschlagen, aus Angst vor dem Sozialismus sich unter die Säbelherrschaft zu flüchten.

Die französischen Staatsmänner haben die sozialistische Gefahr durch eine unglückliche Militärpolitik großgezogen; die anderen europäischen Staaten, namentlich Deutschland, werden durch Frankreichs Rüstungen in schwere Mitleidenschaft gezogen. Es ist sehr begreiflich, wenn die französischen Arbeiter in der von Gambetta vertretenen Richtung ihren natürlichen Gegner sehen. Wenn Frankreich, belehrt durch die jetzigen Vorgänge, in einer theilweisen Abrüstung Europa vorangehen wollte, das sicher bereit wäre, ihm nachzufolgen, so würde es nicht nur in der That an die Spitze der Zivilisation treten, es würde auch seine jetzigen Einrichtungen gegen die imperialistische und die sozialistische Gefahr schützen; es würde dem ärmeren und nothleidenden Theile der europäischen Bevölkerung einen unermeßlichen Segen stiften. Was könnte Frankreich, was das übrige Europa mit den Millionen, welche an dem Militärbudget durch eine vertragsmäßige Minderung der Rüstungen gespart werden könnten, für Segen verbreiten. Ueberhört Frankreich die Warnung, welche in den Arbeiterunruhen liegt, beharrt es darauf, durch geradezu unsinnige Rüstungen seine eigene Kraft und die von Europa zu erschöpfen, so wird die Strafe für ein so verhängnißvolles Verhalten auf die Dauer gewiß nicht ausbleiben.

— Ueber das Schicksal der kleinen Expedition, welche, wie wir schon meldeten, unmittelbar nach Eröffnung des Feldzuges in Egypten ausgerüstet wurde, um Kameele anzukaufen, thatsächlich aber, um die Beduinenstämme im Innern für die englische Sache zu gewinnen, wird der „Frankf. Ztg.“ aus Sues vom 27. d. gemeldet:

„Die Expedition zur Aufsuchung von Warrens traf die Ueberreste der Mission, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington; das Schicksal des Prof. Palmer ist noch ungewiß. Gefangene Beduinen sagen aus, der Häuptling Ali Musched habe die Mission Warren gemordet.“

Die öffentliche Meinung in England hat sich mißbilligend über die Art und Weise, wie man die Expedition ausrüstet, ausgesprochen. Orientkenner erklären, daß dieselbe einem sicheren Untergange entgegengeschickt wurde, als man sie mit einer großen Summe baaren Geldes versah und den Offizieren erlaubte, in Uniform zu bleiben.

— Der Bey von Tunis, Mohammed Es Sadok Pascha, ist laut telegraphischer Mittheilung in der vergangenen Nacht gestorben. Der legitime Nachfolger, Sidy Ali Bey, geboren im Jahre 1817, ältester Bruder des verstorbenen Bey, hat die Regierungsgewalt übernommen. Mohammed Es Sadok, der ein Alter von beinahe 70 Jahren erreichte, war bereits in letzter Zeit sehr kränklich. An der politischen Gestaltung der tunesischen Verhältnisse wird durch den Tod des bisherigen Beys nichts geändert. Die Franzosen fühlen sich bereits, wie der jüngst von der „Times“ signalisirte, dann allerdings in einigen Einzelheiten von der französischen Regierung in Abrede gestellte, von dem englischen Blatte aber dennoch als authentisch bezeichnete Vertrag zwischen Frankreich und Tunis erhärtet, auch ohne eine formelle A[illegible] die Herren der Regentschaft, daß durch die Thronveränderung an dem Schicksal von Tunesien nichts geändert wird. Ueberdies hat auch England im Hinblick auf die egyptischen Dinge in der tunesischen Frage wesentliche Zugeständnisse machen müssen. Dies erhellt unter anderem auch aus den gestrigen Erklärungen Dilke's im englischen Unterhause, ob-

Feuilleton.

Bilder aus dem Irrenhause.

Von Karoline von Scheidlein-Werrith.

(Fortsetzung.)

Da kündete die Uhr der nahen Kirche Mitternacht, die Sterbe- und Geburtsstunde des alten und neuen Jahres. Die Gesellschaft erhob sich, die Gläser klirrten beim fröhlichen „Prosit das neue Jahr“ und bei den gegenseitigen Wünschen.

„Möge das neue Jahr Ihren Wünschen gerecht werden,“ sprach der freundliche Hausherr, sein Glas erhebend, zu dem nun nicht mehr stillen Gaste, den wir Frank nennen wollen. Dieser dankte mit warmen Worten und sprach endlich: „Der Haupttreffer der Staatslotterie, welcher übermorgen fällt, wäre die wünschenswertheste Gabe des neuen Jahres“.

Hier mischte sich ein kleiner dicker Mann in das Gespräch der beiden Herren mit den Worten: „Haben Sie den Wunsch gedacht, während die Glocke soeben Zwölfe schlug? Dann wird er erfüllt; denn was man sich in diesem Augenblick wünscht, wird vom Schicksal bestimmt gewährt“.

„Schäme Dich, Amadeus,“ rief der Hausherr, „ein bel esprit, Dichter und so abergläubisch!“

„Weißt Du nicht,“ sprach der kleine Mann mit großem Selbstbewußtsein, „was der große Napoleon sagte: Ce ne sont que les pauvres esprits, qui ne sont pas superstitieux (nur die Geistesarmen sind nicht abergläubisch). Ich schäme mich nicht, ich bin stolz auf meinen Aberglauben“.

Der arme kleine Dichter war, wie so viele Menschen, gerade darauf stolz, was ihm die wenigste Berechtigung zum Stolz hätte sein sollen.

Auf seine Gestalt, welcher die Natur die Elle, die sie ihm an Länge schuldig geblieben, an Breite zugelegt hatte — und auf seinen Aberglauben — weil er behauptete, alle großen Männer seien klein und abergläubisch gewesen.

„Ich habe leider, gerade während die Glocke schlug, nicht an den Haupttreffer gedacht,“ sprach Frank.

„Das macht nichts,“ rief der Kleine wichtig, „ich sage wie Karl Moor: Dem Manne kann geholfen werden! Wer von den Herrschaften hat zufälligerweise eine Photographie bei sich, eine für ihn werthlose, keinen lieben Gegenstand darstellend, die er mir zur Disposition stellen kann?“

„Das kann ich,“ rief einer der Herren, „ich fand dieser Tage eine Photographie auf der Straße, welche ich in mein Portefeuille steckte und dort vergaß. Hier ist sie.“

„O das trifft sich herrlich,“ rief der kleine große Mann freudig. „Jetzt hören Sie zu, Herr Frank, was ich Ihnen sagen werde, ist ein Zauber, welchen die Chinesen anwenden, um einem Lieblingswunsch Erfüllung zu verschaffen.“

„Mein Freund Amadeus ist nämlich Hof- und Leibdichter des Kaisers von China,“ rief der Hausherr, „und daher in Allem, was er thut und spricht, ein Chinese.“

„Spotte so viel Du willst,“ sprach der Kleine, „jetzt hören Sie, Herr Frank, was Sie thun müssen: Nehmen Sie eine große Nadel, eine Busennadel etwa; ah, Sie haben selber eine. Mit dieser Nadel durchbohren Sie das Bild in der Gegend des Herzens und denken dabei Ihren liebsten Wunsch. In demselben Augenblick stirbt das Original des Bildes, aber Ihr Wunsch wird auch sicher erfüllt.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Frank, „ich bin nicht so egoistisch, die Erfüllung eines, wenn auch meines liebsten Wunsches, mit dem Tode irgend eines, wenn auch unbekannten Menschen, erkaufen zu wollen.“

„Was,“ rief der Bankier lachend, „ist der Aberglaube so ansteckend, daß auch Sie, Herr Frank, daran glauben, und den Tod des fremden hübschen Burschen, den das Bild darstellt, fürchten?“

„Ich glaube nicht daran, und da ist es schade, die Photographie zu verderben.“

„O,“ rief der Herr, welcher sie zur Disposition gestellt hat, „was liegt an einer gefundenen Photographie; die ist doch ganz werthlos für uns Alle. Machen Sie den Spaß, Herr Frank, schon um unserem chinesischen Hof- und Leibdichter einen Gefallen zu thun.“

„In Gottes Namen, geben Sie her,“ sprach Frank, nahm seine Nadel aus der Kravate und stach sie dem Bild in die Brust.

„Mein Gott, das Gesicht des Bildes zuckt,“ rief Amadeus in höchstem Entsetzen.

Frank erbleichte.

„Mir scheint, der Champagner spricht aus Dir, kleiner Chinese,“ sprach der Hausherr unwillig; „was haben Sie bei diesem Mord in effigie gedacht, Herr Frank?“

„Natürlich, daß mir Fortuna übermorgen den Haupttreffer bescheeren möge.“

„Nun ich wünsche es von Herzen,“ sprach der Bankier, „aber ich begreife nur eins nicht, warum nämlich unser Freund aus China nicht schon längst Photographien durchstochen und Treffer gemacht hat?“

„Dichter leben von Nektar und Ambrosia,“ sprach dieser mit Suffisance, „und brauchen kein Geld.“

„Er lebt vom Schmarotzen und pumpt seine unglücklichen Freunde um Geld an,“ flüsterte einer der Herren seinem Nachbar ins Ohr.

Der Sylvesterabend oder vielmehr die Nacht ging zu Ende und die lustige Gesellschaft trennte sich unter wiederholten Glückwünschen.

Aber wie maßlos erstaunt waren die Theilnehmer des heiteren Festes, als sich nach einigen Tagen das Gerücht verbreitete, der Haupttreffer der stattgefundenen Staatslotterie sei Herrn Frank zugefallen.

Und es war kein Gerücht, es war Wirklichkeit. Der kleine Amadeus war um eine Elle größer geworden, und wenn er auch vielleicht heimlich bedauerte, kein Loos besessen und das Experiment nicht selbst gemacht zu haben, so schritt er doch stolz einher, dünkte sich eine Pythia, und wollte, wie der lustige Bankier behauptete, auf keinem vierbeinigen Stuhle, sondern nur auf einem Dreifuß sitzen.

Dem armen entmuthigten Frank wirbelte es im Kopfe, als er sich so unerwartet am Ziel seiner heißesten Wünsche sah und wenn ja dann und wann ein Gedanke über das Schicksal des Originals der durchstochenen Photographie in ihm aufstieg, so vergaß er ihn über den Vorbereitungen zum Empfange der Seinen, die er so bald als möglich nach W. kommen lassen wollte.

Frank hatte anfangs die Absicht, seine Familie selbst aus Kroatien abzuholen, doch war er so überhäuft mit Geschäften, die große Wohnung, die er gemiethet, reich zu möbliren und seine Geldangelegenheiten zu ordnen — daß er beschloß, seine kleine Familie, Frau und Sohn, allein reisen zu lassen, sie am Bahnhof in W. zu erwarten und im Triumph in die zu ihrem Empfange reich geschmückten Appartements zu führen. Er sendete seiner Gattin eine bedeutende Geldsumme und bat sie, die erste Klasse der Eisenbahn, die bequemste Fahrgelegenheit zu benützen. Seine Gattin beantwortete das vor Freude überschwängliche Schreiben in einer Weise, die ihn befremdete, da sie kein Entzücken über das unerwartete Wiedersehen verrieth. Doch er schrieb dies der Ueberraschung zu, die ihr sein Brief bereitet hatte und zählte die Stunden bis zu dem Tage, den sie ihm als den ihrer Ankunft bezeichnet hatte. Sie sollte Morgens stattfinden und der glückliche Frank, den die freudige Aufregung die ganze Nacht kein Auge schließen ließ, fand sich in seiner Ungeduld einige Stunden früher als der Zug erwartet wurde, auf dem Bahnhof ein. Hier gestand er einem Bekannten, den er zufällig traf, daß ihm ein Gefühl die Brust beenge, von dem er sich nicht Rechenschaft geben könne, ob es die Erwartung des so lange ersehnten Glückes oder die Vorahnung eines großen Unglücks sei.

(Fortsetzung folgt.)

gleich hiernach noch gewisse Schwierigkeiten bezüglich der Aufhebung der Kapitulationen fortbestehen.

— In Bezug auf die diplomatische Mission des gegenwärtig in Berlin weilenden japanesischen Prinzen Arisugawa wird geschrieben:

Wie erinnerlich, hat der Kaiser von Japan seinem Lande nach den letzten Wirren eine Verfassung nach europäischem Vorbilde verheißen. Inzwischen wurde behufs Erfüllung dieses Versprechens eine gesetzgebende Kommission ernannt, deren Vorsitzender Prinz Arisugawa ist Zu den hervorragendsten Mitgliedern dieser gesetzgebenden Kommission gehört u. A. Staatsminister Ito, der Präsident des japanesischen Staatsrathes, welcher bereits vor Jahr und Tag nach Europa kam, um das Verfassungswesen der verschiedenen Völker zu studiren und sich über die Theorien desselben bei gelehrten Autoritäten Raths zu erholen. In dieser Absicht verkehrte Staatsminister Ito mit einem ganzen Stabe höherer japanesischer Staatsbeamten während des letzten Sommers in Berlin mit Professor Dr. Gneist und siedelte von Berlin nach Wien über, um seine Studien bei Lorenz von Stein, dem bekannten Nationalökonomen und Verwaltungslehrer, fortzusetzen. Zu diesem Privatissimum traf in Wien vor einigen Wochen auch Prinz Arisugawa ein, versammelte dort zugleich die Gesandten Japans in Berlin, Paris und St. Petersburg und dekorirte schließlich den Professor von Stein mit einer hohen Klasse des japanesischen Sonnenordens. Jetzt weilt der Prinz in Berlin, um die Bekanntschaft des mächtigsten und angesehensten Monarchen der alten Kulturwelt zu machen und alsdann mit einigen Umwegen die Rückreise in die Heimath anzutreten.

— Die von den Engländern mit Beschlag belegte Korrespondenz Arabi's wurde dem englischen Vertheidiger des Exdiktators durch dessen Sohn Mahomed ausgeliefert. Arabi hatte diese Schriftstücke an verschiedenen Orten in seinem Hause versteckt, für den Fall, daß er unterliegen würde, um sie als Entlastungszeugnisse zu gebrauchen. Es sind 69 Dokumente, deren Wichtigkeit englischerseits mit Nachdruck hervorgehoben wird, während der Khedive und seine Minister eine auffallende Gleichgültigkeit diesem sie belastenden Material gegenüber zur Schau tragen und erklären, daß sie, wenn man sie darum angegangen hätte, die Originale der aufgefundenen Schriftstücke zur Verfügung gestellt haben würden. Was die Dokumente an Intriguen enthüllen, wird jetzt einigen Damen des vizeköniglichen Harems zur Last gelegt. Arabi Pascha ist bemüht, durch Schmeicheleien die Gunst der Engländer zu erwerben. Er wünscht in einer Provinz Englands sein Leben zu beschließen; er spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß Egyptens Heil nur in einer Ausdehnung der englischen Macht über das Nilthal zu suchen sei. Tag und Nacht ist der gefangene Pascha mit der Abfassung von Instruktionen für seine Vertheidiger beschäftigt, wobei er in der Anführung von Einzelheiten ein vortreffliches Gedächtniß bekundet. Ihm liegt vor allem daran, mit seinen Anklägern konfrontirt zu werden und dieselben einem Kreuzverhör unterworfen zu sehen.

— Herr Proffessor Dr. Geffcken in Straßburg theilt der „Els. Lothr. Ztg." das Schreiben mit, welches er anläßlich der Verhandlungen des internationalen Schiedsgerichts-Vereins in Brüssel, welchen beizuwohnen er gleichfalls eingeladen war, an den Vorsitzenden desselben gerichtet hatte. Das sowohl deutsch wie englisch verfaßte Schreiben lautet in der ersteren Sprache wie folgt:

Straßburg, 25. Oktober 1882.

Geehrter Herr!

In Folge einer verlängerten Abwesenheit von Straßburg bin ich nicht im Stande gewesen, rechtzeitig das Zirkular der internationalen Friedens- und Schiedsgerichts-Vereinigung zu beantworten, welches Sie die Güte hatten, mir zu senden. Ich wünsche dem ungeachtet festzustellen, daß ich den Brief, welchen mein Kollege Professor v. Holtzendorff an den Präsidenten der Brüsseler Versammlung gerichtet hat, vollständig unterschreibe. So gern ich auch das Unglück mildern möchte, welches der Krieg der Menschheit auferlegt, so kann ich doch nicht glauben, daß ein internationaler Schiedsspruch ein wirksames Mittel ist, um die großen Kämpfe zu verhüten, welche unvermeidlich scheinen, so lange als es große, miteinander streitende nationale Interessen geben wird. Ich wünsche sicherlich, daß die Regierungen so selten als möglich die Entscheidung der Waffen anrufen möchten; aber ein Schiedsgericht wird sich nur da wirksam erweisen, wo die widerstreitenden Ansprüche juristisch formulirt werden können, und diese Fälle sind bei weitem die weniger zahlreichen und die weniger wichtigen. Ueberdem beweist das größte neuere Beispiel eines Schiedsgerichts, das in der Alabamafrage, nicht, daß dies das geeignete Mittel, internationale Streitigkeiten zu lösen, ist. Dieses Problem ist nicht durch die Feierlichkeit der Form und des Verfahrens des Genfer Tribunals gelöst worden, noch durch die Wichtigkeit der in Frage kommenden Interessen und der Rechtsfragen, welche auf dem Spiele standen; das Urtheil dieses Tribunals war einzig möglich, weil es auf einem vorhergegangenen Beschluß beruhte, indem England zuvor im Vertrage von Washington eingewilligt hatte, daß nachträglich Grundsätze auf seine angefochtene Aktion angewendet werden sollten, welche seine Verurtheilung unvermeidlich machten. Diese entscheidende Thatsache kann nicht vermindert werden durch die schönen Reden, mit denen Graf Sclopis das Verfahren eröffnete, oder die des Herrn Gladstone, welcher dieses der Welt gegebene Beispiel, die brutale Gewalt des Schwertes durch ein besseres Mittel der Lösung internationaler Streitigkeiten zu ersetzen, feierte; der jetzige britische Premier selbst hat nicht gezögert, an die Argumente der Panzerschiffe und Remingtongewehre zu appelliren, als die Interessen Englands in Egypten auf dem Spiele standen, und ich denke, daß er sicherlich Recht hatte, und habe dem Siege von Tel-el-Kebir Beifall gezollt, weil er dieses Land von der Anarchie errettete, wenngleich die Freunde Mr. Brights Herrn Gladstone als einen gesunkenen Stern betrachten mögen.

Ich bin verpflichtet, hinzuzufügen, daß, wenn ich auf der Brüsseler Versammlung zugegen gewesen wäre, ich mich gezwungen gesehen hätte, ernstlich gegen die Art zu protestiren, in welcher Herr Tachard Veranlassung nahm, das aufzuwühlen, was ihm beliebte die Frage von Elsaß-Lothringen zu nennen. Wir beabsichtigen niemals, diese Provinz zu nehmen, weil ihre Einwohner Deutsche zu werden wünschten, sondern wir nahmen sie, weil es für unsere Sicherheit wesentlich war, eine dauernde Schranke gegen die hundertjährigen Angriffe Frankreichs aufzurichten, welche Deutschland seit Ludwig XIV. verwüstet haben. Selbsterhaltung ist das höchste Gebot des Staates.

Ich muß sagen, daß ich schmerzlich erstaunt war darüber, daß nicht eines der in Brüssel anwesenden deutschen Mitglieder, unter denen zwei Mitglieder des Reichstages, Herr v. Bühler und Herr Lasker, es der Mühe werth gehalten hat, seinen Protest gegen das Verfahren des Herr Tachard einzulegen.

Ich würde Ihnen verbunden sein, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollten, diesen Brief in den Bericht der Brüsseler Versammlung aufzunehmen, und bleibe Ihr gehorsamer Diener

Professor Dr. Geffcken."

— Prinz Arisugawa, der Oheim des Kaisers von Japan, ist gestern Abend $\frac{1}{2}$10 Uhr mit seinem aus vier Personen bestehenden Gefolge auf dem Bahnhof Friedrichstraße zunächst nach Brüssel abgereist. Sein nächstes Reiseziel ist London. Das gesammte Gesandtschaftspersonal, mit Exzellenz Aoki an der Spitze, gab dem scheidenden Prinzen das Geleit. Die Rundreise des japanesischen Fürsten verdient, abgesehen von ihrer politischen und handelspolitischen Bedeutung, auch insofern Beachtung, als sie der erste Fall ist, daß ein dem Throne so nahestehender Prinz, der eventuell sogar thronberechtigt ist, außer Landes geht. Der vor einigen Jahren längere Zeit in Berlin anwesende und namentlich mit dem Studium unserer Militäreinrichtungen beschäftigt gewesene junge Prinz Kita Schirakawa war allerdings auch ein Verwandter des Mikado, aber nur ein entfernter.

Ausland.

London, 26. Oktober. Bei einem vorgestern in Windsor zu Ehren der aus Egypten zurückgekehrten Schwadron des 2. Leibgarde-Regiments gegebenen Festmahl hielt Prinz Christian von Schleswig-Holstein eine Tischrede, in welcher er die von dem Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" gegen britische Truppen erhobenen Beschuldigungen zurück wies. Er fügte hinzu, er könne versichern, daß diesen Beschuldigungen von der Mehrheit der Presse in Deutschland kein Glauben beigemessen werde. Ein kompetenter Richter in militärischen Angelegenheiten, der deutsche Kronprinz, hätte laut seine Bewunderung über die Intelligenz und Umsicht, mit welcher der egyptische Feldzug unter schwierigen Verhältnissen geleitet worden, sowie über das wackere Verhalten der englischen Truppen ausgesprochen.

Johann Most wurde gestern aus dem Coldbathfield-Gefängniß entlassen, woselbst er wegen Veröffentlichung des bekannten Brandartikels in der „Freiheit" (in welchem anläßlich der Ermordung des Kaisers von Rußland der Königsmord gerechtfertigt wurde) eine sechszehnmonatliche Freiheitsstrafe zu verbüßen hatte.

Provinzielles.

Stettin, 29. Oktober. Ein bei dem Betriebe einer Pferde-Eisenbahn verletzter und arbeitsunfähig gewordener Pferdebahn-Kondukteur kann, nach einem Urtheil des Reichsgerichts, I. Zivilsenats, vom 23. September d. J., bei der Bemessung der ihm zuzubilligenden Rente als Ersatz für den künftigen Unterhalt beanspruchen, daß dabei nicht nur sein früheres Gehalt, sondern auch die von ihm erlaubter Weise durchschnittlich bezogenen Einnahmen an Trinkgeldern berücksichtigt werden.

— Der Post-Dampfer „Titania" ist mit 19 Passagieren in Stettin von Kopenhagen am Donnerstag früh eingetroffen und mit 18 Passagieren am Sonnabend Mittags nach Kopenhagen zurückgegangen.

— Vom 22. bis 28. Oktober wurden in der Volksküche 1921 Personen gespeist.

Konzert.

Die diesjährigen Koßmaly-Jancovius-Konzerte haben am Freitag in der Abendhalle in glänzender, vielversprechender Weise begonnen. Der Saal war überfüllt und kargte das dankbare Publikum nicht mit übrigens wohlverdienten Beifallsspenden. Zuerst wurde mit diesen der nunmehr siebzig Jahre alte unermüdliche Gründer und erste Leiter der Konzerte, der kgl. Musikdirektor Herr C. Koßmaly bedacht, unter dessen Führung die gehaltvolle, leicht verständliche Mozart'sche Symphonie in D-dur, vorzüglich exekutirt, das Konzert eröffnete. Es folgten nunmehr Vorträge des hier längst bekannten und verehrten Künstlerpaares Rappoldi. Die kgl. sächsische Kammervirtuosin Frau Rappoldi-Kahrer spielte zuerst ein C. M. v. Weber'sches Konzertstück in F-moll mit Begleitung des Orchesters und zeigte in Ausführung sämmtlicher Sätze, abgesehen von einer bewunderungswürdigen Gedächtnißstärke, eine so glänzende Technik und so subtile Auffassung, daß sie sich getrost den ersten Künstlerinnen ihres Faches zur Seite stellen kann. Ihr Vortrag ist reich an Nüancen und das Forte wie Piano in vorzüglichster Weise ausgebildet. Besonders entzückt das letztere durch Duft und Reinheit. Sie bewies ihre Kunst in bestechendster Art noch in Helselts „Dors-tu mavie?", Lisztß Etude in F-moll und auch besonders in der Begleitung der von Herrn Prof Rappoldi zum Beschluß des Konzerts zum Vortrag gebrachten Effektpiecen von Leclair „Sarabaude und Tambourin", denen schallender Beifall folgte. Die beneidenswerthe Kunstfertigkeit dieses berühmten Violinisten trat in dem hier noch unbekannten Violinkonzert von Niels W. Gade überzeugend zu Tage. Die Komposition fand leichtes Verständniß und zufolge ihrer meisterhaften Ausführung vom Professor Rappoldi und der unter Herrn Kapellmeister Jancovius Stab exekutirenden Kapelle lebhafteste Anerkennung. Dieselbe wurde auch den trefflichen Musikern für den subtilen Vortrag des Mendelssohnschen „Scherzo" zu Theil. Wir wollen hoffen, daß auch den folgenden Konzerten die Theilnahme des Publikums in so reichem Maße treu bleibe!

H. v. R.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Fidelio." Oper in 2 Akten. Bellevue: „Reif Reiflingen." Schwank in 5 Akten. Montag: Stadttheater: „Maria und Magdalena." Schausp. in 5 Akten.

Vermischtes.

Berlin. Eine entsetzliche Katastrophe, die bereits ein Menschenleben gekostet, drei andere in schwere Gefahr gebracht, ereignete sich gestern Vormittag im Hause Werderstraße 11. Das Haus ist ein alter winkliger Bau, der aus Parterre, erstem Stock und zwei Dachgeschossen besteht. Die zwei kleinen Stübchen des obersten Dachgeschosses bewohnt die aus Mann, Frau und einem 8 Monate alten Kinde bestehende Familie Ziegler, die sich durch Handschuhwaschen ihren Lebensunterhalt zu verdienen sucht. Gestern kurz nach zehn Uhr wurden plötzlich die Hausbewohner durch eine Erschütterung aufgeschreckt. Alles eilte auf den Treppenflur, um der Ursache nachzuspüren. In demselben Augenblicke stürzten die Zieglerschen Eheleute, zwei Feuersäulen gleich, die nach ihrer Wohnung führende schmale Stiege herunter. Frau Ziegler war unvorsichtiger Weise in nächster Nähe des geheizten Ofens beschäftigt gewesen, Benzin aus einer größeren Flasche in eine kleinere zu füllen. Dabei war ihr die Flasche entglitten, der Inhalt hatte sich über die Kleider der Unglücklichen ergossen und zu gleicher Zeit waren die sich entwickelnden Dämpfe mit dem Feuer des Ofens zur Explosion gelangt und hatten beide Eheleute und das ganze Zimmer in Flammen gesetzt. In ihrer Angst stürzte die Frau der unter ihr wohnenden Frau Drechsler Mende, die in der Thüröffnung ihrer Wohnung stand, entgegen und suchte ihr um den Hals zu fallen. Nur mit Aufwendung aller Kräfte gelang es der Frau Mende, sich der flammenden Umarmung zu entreißen und die Brennende zurückzustoßen. Leider erlitt sie bei diesem Kampf um Tod und Leben selbst schwere Brandwunden, beide sind bis über die Ellenbogen verbrannt, die Haare sind abgesengt, das Gesicht ist an mehreren Stellen verletzt. Auch die Wirthin des Hauses, Frau Schnürle, die der Unglücklichen zu Hülfe kommen wollte, erlitt durch die Berührung mit derselben namhafte Verletzungen. In heller Verzweiflung stürzte Frau Ziegler die Treppe weiter herab, überall die Stufen, die sie berührte, in Flammen setzend. Unten angelangt, fiel Frau Ziegler ohnmächtig nieder und hätte hier wohl schon ihren Geist aufgeben müssen, wenn nicht der im Hof parterre wohnende Handelsmann Koschel schnell herbeigestürzt wäre und sie bis unter den Brunnen geschleift hätte, wo man durch Aufpumpen von Wasser endlich das die unglückliche Frau umhüllende Flammenmeer erstickte. Die Kleider waren ihr vollständig vom Leibe gebrannt. Die Eisenstangen des Korsets, die glühendroth waren, hatten sich tief in den Körper eingebohrt. Vom Gesicht waren, wie die „Post" schreibt, nur noch die Augen erkennbar. Koschel holte schnell Leinöl und Watte herbei und suchte wenigstens etwas die Leiden der Unglücklichen zu lindern, dann wurde sie auf einer Trage nach dem städtischen Krankenhaus gebracht, wo sie gestern Abend ihren entsetzlichen Leiden erlag. Wie eigentlich der Mann dem Flammenmeer entronnen, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Man fand ihn mit völlig verbranntem Nacken und vielen anderen Brandwunden im Thorweg wieder und schaffte ihn sofort noch vor der Frau in das Krankenhaus. Währenddessen verbreitete sich die Kunde, daß das achtmonatliche Kind in der brennenden Wohnung zurückgelassen sei. Alles stand zunächst rathlos, bis sich ein junger im Nachbarhaus arbeitender Klempnergeselle zu der muthigen That entschloß, ungeachtet der Flammen in das Zimmer eindrang und wie durch ein Wunder beschützt, das Kind unversehrt in seinem bereits angesengten Bettchen liegend fand und dann auch glücklich in Sicherheit brachte. Die 10 Uhr 15 Minuten alarmirte Feuerwehr machte dem Feuer mit einer Spritze bald ein Ende.

Als zweites Opfer der Explosion ist heute Sonnabend, früh $8\frac{1}{2}$ Uhr auch der Handschuhmacher Ziegler, trotz der sorgfältigsten Pflege, im städtischen Krankenhause unter den unsäglichsten Schmerzen verstorben.

— Eine köstliche Geschichte, die wir unseren Possendichtern zu gelegentlicher Benutzung empfehlen, erzählt die „W. Allg. Ztg." Die Szene ist ein vornehmes Wiener Hotel. Am Sonntag Mittag erhielt der Leiter desselben aus Budapest ein Telegramm des Inhalts: „Komme mit meiner Frau, bitte gänzlich separirtes Zimmer, wo möglich mit besonderem Treppenaufgang, zu reserviren! Banquier **." Eine Stunde später erhält er abermals ein Telegramm aus Budapest. Es lautet kurz und bündig: „Heute bei Ihnen anlangendes bereits avisirtes Paar aus Budapest selbstmordverdächtig, genaue Bewachung rathsam, Verständigung der Polizei dringend." Was thun? Als vorsichtiger Mann schickt der Hoteldirektor nach der Polizei, und diese stellt ihm zwei der gewandtesten Detektives zur Verfügung, welche in Kellnerkostüme gesteckt werden und die Selbstmordkandidaten als Pseudo-Garçons bedienen sollen, um im gegebenen Momente zu interveniren. Abends treffen die Erwarteten richtig ein. Im Salon angelangt, wurden die Reisenden von zwei nicht mehr ganz jugendlichen, aber äußerst zuvorkommenden „Garçons" bewillkommnet, die mit einem wahren Feuereifer daran gingen, den Herrschaften behülflich zu sein. Während des Soupers entwickelten die zwei Garçons von Neuem ihre vorzüglichen Anlagen, eine geradezu frappirende Aufmerksamkeit und das Bestreben, den Gästen ihre Wünsche förmlich vom Gesichte abzulesen. Als das Souper beendet war, wendet sich der Fremde an die beiden Kellner mit den Worten: „Wir werden uns jetzt zurückziehen!" Verbeugungen. Nummer Eins geht. Nummer Zwei fragt nochmals, ob „sonst nichts gefällig." — „Nichts als Ruhe, wir sind von der Reise ermüdet!" — „Aha," murmelt Nummer Zwei, „das kennen wir schon. Aufgepaßt!" — Beide postiren sich vor der Thür und lauschen aufmerksam. Es rührt sich nichts. Nummer Eins klopft an und tritt ein, um noch eine Flasche frischen Wassers, die er schon bereit hatte, auf den Tisch zu stellen. — „Ja, glauben Sie vielleicht, daß wir uns ersäufen wollen, wozu so viel Wasser?" — „O bitte," stottert Nummer Eins und entfernt sich. — „Endlich sind wir allein," athmet der fremde Herr auf, „diese Leute sind mir schon lästig mit ihrer übertriebenen Höflichkeit. Nicht ein einziges Mal konnte ich Dich ungestört küssen, mein süßes Täubchen!" — „Ich hab' mir's auch gedacht!" flötete sie in schmelzendem Adagio. — „Aber jetzt einen Kuß, theurer Engel!" sagte er, indem er sie ungestüm an sich zieht und ihre Lippen einige Minuten lang an die seinen preßt, so daß der zarten Dame fast schon der Athem ausgeht und sie mit einem leichten Aufschrei in den Fauteuil zurücksinkt. Im selben Momente werden die Thüren aufgerissen und die beiden Detektives stürzen herein „zu Hilfe!" — Der Fremde ist empört über die unangenehme Störung und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß Alles klirrt. „Gehen Sie zum Teufel?" ruft er den vermeintlichen Kellnern zu, „sind wir denn überwacht?" — „Freilich, Sie werden sich heut nicht umbringen!" lautet die Antwort. Nun läutet der Fremde, daß das ganze Hotel zusammenläuft. Alles glaubt, es sei schon eine Katastrophe eingetreten, und der Direktor kommt athemlos herbei. Jetzt erst klärt sich die Geschichte auf. Die zweite Depesche mit der Warnung vor den Selbstmordkandidaten war das Werk eines Budapester Spaßvogels, der seinem jungverheiratheten Freund, dem Banquier, einen geschmacklos-fatalen Streich spielen wollte.

— (Idiosynkrasie.) Der angeborene und unbesiegbare Widerwille mancher Menschen gegen gewisse Thiere, Pflanzen oder todte Gegenstände, den man eben „Idiosynkrasie" nennt, trifft merkwürdigerweise nicht nur solche Dinge, die allgemein für häßlich gelten, sondern mitunter sogar solche, deren Schönheit in der ganzen Welt anerkannt ist. Wer sollte glauben, daß selbst „die Königin der Blumen" Verächter und Feinde hat? Dennoch ist es Thatsache, daß Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwigs XIII. von Frankreich, keine Rose sehen konnte, nicht einmal gemalt, obschon sie alle anderen Blumen sehr liebte. Beim Chevalier de Guise ging die Idiosinkrasie noch weiter: Der Anblick jeder Rose machte ihn ohnmächtig. Das ist, so komisch es klingt, immerhin noch glaublich. Unglaublich hingegen und wie ein bloßes Märchen erscheint, was von einem russischen Großfürsten aus dem 18. Jahrhundert berichtet wird: er sei in Ohnmacht gefallen, sobald — ein weibliches Wesen in seinen Gesichtskreis gekommen.

Telegraphische Depeschen

Wien, 28. Oktober. (B. T.) Aus Tirol kommen neue Schreckensnachrichten. In Folge erneuerter Wolkenbrüche ist die Umgebung von Bozen abermals überschwemmt und die Eisack und Alfer haben einen Wasserstand wie am 17. September, wo die erste Katastrophe eingetreten.

Petersburg, 28. Oktober. Die Zolleinnahmen betrugen vom 1. Januar bis 1. August d. J. 13,800,000 Rubel mehr als in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Einfuhr von Edelmetall stellte sich um 2,844,000 Rubel höher und die Ausfuhr um 9,961,000 Rubel höher als in der entsprechenden Periode 1881.

Bukarest, 28. Oktober. Das amtliche Blatt veröffentlicht die Ernennung des bisherigen Generalsekretärs im Ministerium des Aeußern, Ghika, zum Gesandten in Athen an Stelle von Esarcu, welcher in den Ruhestand tritt.

Margate, 28 Oktober. Um Mitternacht brach hier eine Feuersbrunst aus, die bereits ein ganzes Häuserviertel in Asche gelegt hat und bei dem sehr heftigen Winde sich noch immer weiter verbreitet

Tunis, 28. Oktober. Der Bey von Tunis ist in der vergangenen Nacht gestorben; der legitime Nachfolger Ali Bey hat die Regierungsgewalt übernommen.

Kairo, 27. Oktober. Nach hier vorliegenden Nachrichten soll der falsche Prophet mit seinen Streitkräften nur noch drei Tagereisen von Khartum entfernt sein.